

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 45.

Montag, den 23. Februar.

1925.

(14. Fortsetzung.)

Der „Blaue Reiter.“

Roman von Otfried von Sanstein.

(Nachdruck verboten.)

Der junge Mensch wurde gerufen und zur Polizei geschickt, während dessen zog der Bauer seinen guten Anzug an. Es dauerte nicht lange, bis ein Kommissar kam.

„Wissen Sie etwas von der Verhaftung der Hanna Denner?“

„Wir haben nur von dem Bauern Zöller gehört und uns gewundert —“

„Da scheint etwas Faules vorzuliegen. Wir fahren mit dem Bauern nach Bormeer. Sie beobachten inzwischen das Haus.“

„Was hat der Bauer für einen Ruf?“

„Einen durchaus guten.“

„Sorgen Sie auf alle Fälle, daß hier nichts fortgeschafft wird. Wir wollen den Mann jetzt nicht mit einer Hausdurchsuchung kopfscheu machen.“

„Der hat auch nichts getan und weiß von nichts. Der leidet genug unter der Sache.“

„Umso besser, also, passen Sie unauffällig auf. Natürlich soll der Ruf des Mannes nicht geschädigt werden.“

Inzwischen kam der Bauer umgezogen zurück und draußen standen Neugierige. Schlüter sagte sehr freundlich zu der weinenden Frau Zöller:

„Also, Ihr Mann fährt eine Stunde mit. Wir bringen ihn bald zurück. Er will nur der Behörde einen großen Gefallen tun.“

Die Frau jammerte.

„Sie denken doch nicht, daß mein Mann?“

Schlüter sagte laut, daß die Umstehenden es hörten:

„I wo, der Herr Kommissar hat ja Ihrem Mann ein so glänzendes Zeugnis ausgestellt! Kommen Sie, Herr Zöller, stecken Sie sich eine Zigarre an. Los, Chauffeur!“

Der Staatsanwalt war gar nicht zufrieden, weil aber Dr. Schlüter die Sache noch in der Hand und er offiziell damit nichts zu tun hatte, schwieg er. Zunächst fuhr er auf das Grenzamt.

Dr. Schlüter aus Berlin. Hier meine Legitimation. Ich muß nach Bormeer. Sehen Sie diesen Bericht vom Berliner Präsidium.“

„Wir kennen Sie ja, Herr Doktor.“

„Und dies ist der Staatsanwalt Hammacher aus Burgbraunstein, und dies der Bauer Zöller aus Goch.“

„Kenn ich.“

„Ich möchte Sie bitten, für beide einen Notpaß auszustellen. Wir müssen sofort hinüber.“

„Wenn Sie bürgen, Herr Doktor.“

Der Staatsanwalt kam heute nicht aus dem Bestimmtsein heraus, denn jetzt ärgerte er sich wieder, daß er sich gefallen lassen mußte, daß der Kommissar für ihn bürgte, aber er sah ein, daß es nicht anders ging, die Pässe wurden ausgestellt, und nun ging es zunächst auf das Telegraphenamt. Schlüter telegraphierte dringend nach Berlin, daß er im Begriff stehe, nach Holland zu gehen und etwaige Nachrichten nach Gennep erbitte.

Zwei Stunden später waren sie auf den herrlichen holländischen Chausseen nach Bormeer gefahren. Sie

erkundeten das Haus des Bauern van Diemen und jetzt war es gut, daß der Kommissar Schlüter, der schon oft in Holland zu tun hatte, zuletzt, als er den Fall Oriola aufklärte, die Landessprache genügend beherrschte, um das Gespräch zu führen.

„Goeden morgen, mynheer van Diemen! Hoe gaat het?“

Der Bauer fühlte sich über die Anrede geschmeichelt.

„I dank u, heel goed!“

Die Kleider lagen noch auf der Bahre, wie es die Polizei befohlen.

„Herr Zöller, sind das die Sachen Ihrer Schwägerin?“

„Unzweifelhaft! Das Kleid gehört sogar meiner Frau, sie hat's ihr geborgt.“

„Das können Sie beschwören?“

„Natürlich! Da in dem Tuch steht sogar ihr Name.“

„Sehr schön, jetzt zeigen Sie doch das Bild.“

Er legte es van Diemen vor und fragte ihn, ob das die Kranke gewesen wäre?

„Aber nein! Die hat ja ein rundes und dickes Gesicht.“

„Sie war krank und kann abgemagert sein.“

„Aber die ist doch blond und die Kranke war schwarz und hatte ein sehr scharfes, fast männliches Gesicht.“

„Sehr sonderbar! Dann ist also augenscheinlich ein anderer in den Kleidern Ihrer Schwägerin über die Grenze gebracht worden.“

Der Staatsanwalt schüttelte den Kopf.

„Das wird ja immer toller!“

In diesem Augenblick kam auf einem Fahrrad ein holländischer Polizeibeamter heran.

„Mynheer doktor Schlüter?“

„Das bin ich.“

„Dringendes Telegramm.“

Sie waren über Gennep gefahren, wo Schlüter sich nach Telegrammen erkundigt und gesagt hatte, daß er nach Bormeer fuhr. Schlüter erbrach.

„In Amsterdam auf der Hauptpost ein Mann verhaftet, auf den das Signalement des Christian Kühling stimmt. Sofort dorthin gehen, Wesendonk!“

Schlüter sah den Staatsanwalt an.

„Ob diese Dinge zusammenhängen?“

„Kann glaublich!“

„Wer weiß!“

„Können wir nicht gleich mit dem Auto?“

„Natürlich. Mynheer van Diemen, lassen Sie bitte Ihren Sohn mitfahren.“

„Waarem?“

„Vielleicht findet er seinen Anzug wieder.“

Sie nahmen die Kleider der Hanna Denner und fuhrten wieder auf guten Chausseen nach Amsterdam. Der Staatsanwalt sagte:

„Doktor, wie wäre es, wenn wir irgendwo etwas äßen?“

Der mehrte ab.

„In Amsterdam, wenn wir wissen, woran wir sind.“

Er kannte den alten Schlüter nicht. War der auf einer Fährte, dann gab es für ihn weder Müdigkeit

nach Hunger. Am Nachmittag fuhr sie in Amsterdam auf dem Präsidium vor. Auch hier war Schlüter bekannt.

„Wo ist der Verhaftete?“

„Leider entwischt!“

Die beiden deutschen Kriminalbeamten machten enttäuschte Gesichter.

„Entwischt?“

„Ein böser Zufall! Kommissar Diemensbroof steht ihn am Postschalter, er fragte nach Briefen.“

„Auf seinen Namen?“

„Natürlich Chiffre, war aber nichts da. Da stellt ihn Diemensbroof. Der Mann knickt zusammen und leistet gar keinen Widerstand. Widerspricht auch nicht, als ihm Diemensbroof auf den Kopf zusagt, daß er der Rühling sei. Im Gegenteil, wie ich ihn hier habe, schreit er ganz laut auf:

„Ja! Ich bin's! Da sehen Sie einen betrogenen Betrüger! Die Halunken! Die elenden Halunken!“

Der Mann war vollkommen aus dem Häuschen, dabei sah er sehr elend und krank aus. Wir geben ihm was zu essen, er schlingt ein paar Happen, dann wird er ohnmächtig. Was sollen wir machen? Wir bringen ihn also ins Lazarett und lassen den Arzt kommen. Jetzt ist er wieder ganz vernünftig, und wir benutzen den Augenblick, um ihn zu photographieren und die Fingerabdrücke zu nehmen. Dann kriegt er wieder zur Abwechslung einen Butanfall. Der Arzt meint, daß er ein halb Irreter ist, der anscheinend furchtbare Tage hinter sich hat. Er gibt ihm eine tüchtige Dosis Morphium, da wird er ruhig und schläft ein.“

„Ich frage noch den Arzt, ob wir ihn im Lazarett lassen können, oder ob wieder ein Tobsuchtsanfall zu fürchten wäre, der schüttelt den Kopf.“

„Unsinn, vor sechs oder acht Stunden wacht der nicht auf!“

„Was soll ich sagen, wie nach Mitternacht der Wächter nachsieht, ist er weg! Weg aus der Krankenzelle! Hat sich durch die Stäbe gezwängt! Es ist uns ein Rätsel, wie das möglich war! Am Blitzableiter runter und über die Mauer! Im Lazarett ist das nicht so schlimm, aber auf den hatten wir wirklich nicht so aufgepaßt.“

„War er denn angezogen?“

„Unsinn, im Leinentittel und Hose, wie sie die Kranken tragen.“

„Der Anzug ist also da?“

„Und die Photographie auch und die Daumenabdrücke.“

Der Anzug wurde gebracht und van Diemen beschah ihn.

„Natürlich, das ist mein Anzug. Aber schmutzig ist er.“

„Sie kriegen einen neuen. Herr Staatsanwalt, was sagen Sie zu der Photographie?“

„Das ist er, ich erkenne ihn ganz genau. Ich habe ihn ja oft genug gesehen. Nur daß er damals einen Spitzbart trug.“

Auch van Diemen hatte das Bild angesehen.

„Der war's, der als Frau auf der Bahre lag. Ich erkenne ganz deutlich die Nase. Darum sah mir's doch gleich so aus, als wenn die Frau männliche Züge hätte.“

„Hatte er denn nichts bei sich?“

„Nicht viel. Ein Messer, ein Notizbuch, in dem aber nur die Abfahrtszeiten der Dampfer drin standen, hier ein Tausendmarkschein und ein Billet Zwischenbed nach Buenos Aires für die „Wilhelmine“, die morgen abfährt.“

„Dann wäre er also entwischt.“

„Schwerlich, er hat wohl geglaubt, über die Sache ist schon Gras gewachsen. Jetzt brauchen Sie keine Sorge zu haben. Wo will der Mann ohne Mittel und in der Anstaltskleidung hin?“

„Haben Sie die Postschiffre?“

„Natürlich, ich habe angeordnet, daß etwa eingehende Briefe mir gebracht werden. Sie wissen ja nun, daß er es war und daß wir ihn schon wieder suchen. Sobald wir ihn haben, telegraphiere ich nach Berlin. Aus Amsterdam kommt er nicht heraus, das garantiere ich.“

Fortsetzung folgt

Münchener Künstlerfeste.

Es ist in diesen Wochen ein bemerkenswertes Buch über die Münchener Künstlerfeste herausgegeben worden. Und mancher wird glauben, daß damit die Ästen über dieses Thema geschlossen sind. München war eine tote Stadt, politische Grotesken, blutige Gaudi, das waren die letzten Jahre. Aber das ist das Geheimnis dieses Volksfestes; es lebt auf wie das Gras, über das Regen und Wind gekommen sind. In diesem Jahrgang zeigt sich München von einer Lebendigkeit, die ihm selbst keine treuesten Verehrer nicht angetraut hätten.

Gewiß, es ist nicht alles Gold, was glänzt. Der fade Glanz neuen Reichtums, plumper Geschmacklosigkeit, kramohaftem Lustigleinwollens liegt auch über diesem Karneval. Aber es sind nicht die Münchener und am wenigsten die Münchener Künstler, die das verurteilen; das sind die vielen, die gekommen sind, um die Feste anzuschauen, sich beschenken zu lassen, ohne selbst auch nur das geringste dazu zu tun. Und kommt nun gar Flaßheit und völliger Wandel an Phantasie dazu, dann haben es die lustigsten und geistreichsten Menschen schwer, ein Fest auf der Höhe zu halten. Die Münchener Künstlerfeste sind wieder auferstanden, äußerlich in aller Pracht und Schönheit. Der Karneval ist für die Kunststadt eine betnabe ernste Angelegenheit. Die einzelnen Verbände leben ihre Ehre darein, ihren Abenden einen Rahmen von prälamierter Wirkung zu schaffen. Die alten Großen sind nicht mehr, aber die Überlieferung hat sich herübergerettet durch ein trauriges Jahrezehnt. Ein Münchener Künstlerfest ist nicht wie in Wien (wo heuer der Karneval einen überraschenden Zusammenbruch erlitten haben soll!) nur Tanzvergnügen, nicht, wie in Berlin, eine tolle Sache mit Handgreiflichkeiten und viel Alkohol. Es ist etwas zum Schauen. Da kommen die fröhlichen Gesellen und die lustigen Mädel, oft ohne einen Pfennig in der Tasche, ohne einen Tropfen zu trinken. Aber sie sind die Träger der ganzen Stimmung. Sie bringen Humor mit, sprühende Laune, witzige Einfälle. Sie haben keine Mühe geübt, ihr Kostüm bis ins kleinste stilgerecht durchzuführen. Sie nehmen das Opfer auf sich, trotz der Hitze mit Masken und Bärten, mit Riesenturbanen und schweren echten Stoffen sich zu verkleiden, sie haben Wis genug, sich häßlich zu machen, um grotesk zu sein und den andern ein Schauspiel. Sie begnügen sich nicht mit ein paar bunten Lappen. Künstler und Kunstgewerbler, Literaten, die von Snobismus noch nicht angegränzt sind, Theaterleute und Bürger helfen zusammen. Und nicht die Jugend allein. Es sind Siebzigerjährige dabei, die es mit jedem Jungen aufnehmen. Sie haben es im Blute, sie wissen, daß es eine hohe Kunst ist, Feste zu feiern.

Greifen wir ein paar Abende heraus aus der Fülle, mit der Tag für Tag die Stadt überflutet wird. Da ist ein Fest: Grotesken und Karikaturen. Jeder Dritte, Vierte, der kommt, hat einen drolligen Einfall gehabt, mag er nun als Friedensengel, als Gehirnensch aus dem Jahre 3000 erscheinen oder als Spanier, dessen Kostümtüde aus oberbayerischen Landestrachten bestehen und der doch unglaublich echt wirkt. Dummes Zeug wird hier getrieben, das Geleitwort der Münchener Kammerspiele. Man muß es einmal gesehen haben, mit welchem Aufwand an Erfindung und Arbeit ein beliebiger Raum geradezu zauberisch verwandelt wird, wie er plötzlich aus allen Eden Laune und Stimmung quellen läßt; der Münchener Falsching ist und bleibt ein Stück Kunst- und Theatergeschichte. Ein Kostüm anzulegen, bedeutet schließlich noch nichts, aber ganz in seiner Rolle aufgehen, bineinzuflühen mit Haut und Haar in die fremde Masse, das ist das Schwierige, das so wenige können; die Norddeutschen gar, die (es soll kein Vorwurf sein) wüßet und beschwerter sind, schauen oft recht unglücklich drein, wenn sie als Harun al Raschid durch das bunte Gewühl flitzen. Sie finden den rechten Ton nicht, sie haben nicht verstanden, wer sie sind. Und das muß man, denn wie könnte man sonst lachend all die Abfuhren einsehen, wie könnte man sich selbst und die anderen zum besten haben. „Dummes Zeug wird hier getrieben.“ Dasu muß man nicht dumm sein, sondern nur dumm sein wollen, mit dem heimlichen überlegenen Charme, der fröhlich sich verreckt, so lange er sieht, daß auch die anderen harmlos sind. Das ist auch das Geheimnis jener Harmlosigkeit, mit der in Süddeutschland die Frauen, selbst der besten Gesellschaft, all die kleinen Zärtlichkeiten und Eroberungsverfuche entgegennehmen. Sie wissen, daß niemand aus solch heiterem Entgegenkommen schlimme Schlüsse zieht oder sich Hoffnungen für den Alltag macht.

Ein Fest eigener Art ist immer das Pressefest Alt-München. Ganz im Stil der Biedermeierzeit gehalten, bringt es auch die fröhlich muntere Zeit jener verklungenen Jahre. Die Münchener Bürgerlichkeit ist stolz, sich in durchaus echten Kostümen und Trachten zu zeigen und man sieht an einem solchen Tag oft ein Stück Volkstum, wie es kein Museum der Welt in seinen Schränken aufbewahrt hat.

Dann kommen noch die Gaufler, die Arche Noah mit ihren vorwiegend orientalistisch gehaltenen Festen. Richtige Gaufler und richtige „Bieder“ (bekanntlich in München ein Ehrenname für einen witzigen und gemütvollen Menschen) gibt es ja leider nicht allzuviel. Es sind immer dieselben Leute, die so einen Abend retten. Die Arche Noah fuhr frisch und munter durch die Sintflut des Falschings; ein Bild von sabelhafter Buntheit bot sich dem Auge. Die Frauen sind fast immer im Kostüm, von den Herren wirken einige im Grad nicht recht „archaisch“. Aber im Grund ge-

kommen ist es immer dasselbe Paar: Adam und Eva in tausend Verwandlungen, das man vorüberziehen sieht. Selbst ehemals gekrönten Häuptern bleibt im Münchener Fasching noch der Vorzug, sich königlich zu amüsieren. Niemand beschützt sie in dem tollen Trubel, der oft so dicht ist, daß man kaum tanzen, geschweige denn etwas aufführen kann. Und doch, so offen diese Feste sind, die Gesellschaft bleibt gerade bei den Künstlerleuten (im Gegensatz zu manch anderen Veranstaltungen) gewahrt. Und unauffällig war, aber doch wachsam genau wird jeder beobachtet, der nicht in den Rahmen paßt. Und wenn er auf scherzhaftige Anspielungen nicht eingeht, dann kann er auch eine deutliche Abgabe einheben. Niemals kommt es vor, daß man unversehens in läbliche Gesellschaft gerät. Es ist ein großer, gemeinsamer Geist in allen, die da mitmachen, und die, auch wenn es in stillschweigendem Einverständnis geschieht, wissen, was diese Feste für München bedeuten und welcher Mühe es bedarf, sie in der heutigen Zeit der Gegensätze von Geldmacht und geistiger Verarmung, auf jener Höhe zu halten, die ein Jahrhundert hindurch den Besten Münchener Art gewährt hat.

Dr. Eugen Roth

Merkwürdige Faschnachtsbräuche.

Aus den römischen Bacchanalien, Saturnalien und Lupercalien diesen Festen toller Lust, die später im Narren- und Festspekt eine Art Fortsetzung fanden, ist unsere Faschnachtsfeier mit ihrem Mummenkutsch, ihren übermütigen Späßen hervorgegangen. Es liegt in der Natur der Sache, daß sie zu allerhand merkwürdigen Bräuchen Veranlassung gegeben hat, bei denen der Humor meist eine große Rolle spielt, wie z. B. bei dem berühmten Umzug der Semdalonier in Konstanz, über dessen Art und Weise man nichts weiß. Als 1903 das Konstanzener Gymnasium ein 300jähriges Jubiläum feierte, wurde gleichzeitig das 300jährige Bestehen dieses merkwürdigen Faschnachtsbrauches begangen. Ob die Sache stimmt, läßt sich nicht nachweisen, da keine Aufzeichnungen vorhanden sind. Am „Schmutzigen Donnerstag“, dem Donnerstags vor Faschnacht, veranstalteten bis vor dem Kriege die Schüler der höheren Schulen, vom Sextaner bis zum Brimann, in langen weißen Hemden die sie über die Kleider zogen, und Zirkelmützen auf den Köpfen, einen Umzug durch die ganze Stadt. Viele waren mit Blechbedeln ausgerüstet, mit denen sie einen ohrenbetäubenden Lärm verurachten, einfache Fadeln oder Lampions. In Zwischenpausen wurde immer wieder der Vers gesungen: „Hoorla hoorla, hoorla licht die Kat. Und wenn die Kat nit hoorla licht, dann fängt sie keine Mäuse nicht.“ Im Zuge fehlte niemals eine auf einem großen Wagen untergebrachte Musikkapelle, deren Aufgabe es war, möglichst „bide“ Musik zu machen. Meist wurde auf einem Brunnwagen ein Hembd/unterfönia, eine Art Prinz Karneval, mitgeführt. Zahlreiche Transportwagen mit Bildern lokaler „Größen“ und mit auf bekannte Vorgänge anspielenden Inschriften waren ebenfalls im Zuge vorhanden. Den Honoratioren sowie sämtlichen Lehrern der höheren Schulen wurden „Ständchen“ gebracht. Die also Gehörten präsentierten sich nicht selten dadurch erkenntlich zu zeigen, daß sie von ihren Fenstern aus ein kleines Feuerwerk abbrannten, was die Schüler besonders hoch aufnahmen. Wer jedoch seinem Anmut über den Umzug Ausdruck verleihen durfte damit rechnen, in der Holzezeit allerlei Schabernack auszuüben zu sein. — Einen eigentümlichen Faschnachtsbrauch findet man heute noch auf dem Lande in einigen polnischen Gegenden Westpreußens. Dort gehen auf Faschnacht Trupps von Weibern Haus bei Haus, um die Männer zu täuschen. Der Vorgang spielt sich folgendermaßen ab: Das Opfer wird gebeten, auf einem Stuhl Platz zu nehmen, mit einem Stück Eis „eingeleist“ und mit einem Holzkübel „rasiert“. Zum Schluss schminkt man ihm das Gesicht mit Dienruß ein. Je vollkommener das gesinnt, desto größer ist die Freude der holden Weiblichkeit. Zum Dank für die Prozedur muß der Betreffende noch Geld herausstücken, das die weiblichen Barbieren in geistigen Getränken ansetzen. — Fast bis in die Gegenwart hinein herrschte in der Grafschaft Mark sowie in der Gegend von Werl die Sitte, daß die Knechte die Mäde und diese jene am Faschnachtsmontag in die Zehen bißen und sich dafür gegenseitig mit Schnaps und Weisbrot traktierten. — Einen nicht weniger merkwürdigen Brauch kannte man früher im l. a. Kalbeischen Weiden in der Altmark, dort aingen die jungen Leute mit einem Teller, einem Bündel Rosmarinzwiege und einer klaren Brantwein von Haus zu Haus, gossen etwas davon auf den Teller, taten Rosmarin hinein und wuschen damit den Frauen die Füße. In einigen Orten an der Elbe nahmen die Knechte eine Fuchswaschuna bei den Mädchen vor, während in Wittgenstein (Westfalen) Knechte und Mäde am Faschnachtsdienstag sich gegenseitig mit Wasser beaossen. — Eine andere Art von „Wassersauber“ kannte man ehemals auf Faschnacht in Gredon (Westfalen): dort mükten alle 4 Jahre die während dieses Zeitraums getrauten Paare, ohne Unterschied des Standes, in einen auf dem Marktplat aufgestellten großen Kübel mit Wasser springen. — In der Gegend von Lüdingen (s. B. in Bühl usw.) machte man aus Stroh einen sog. Faschnachtsbär, dem man eine mit Blut gefüllte Schweinsblase in den Hals steckte und den man nach einem feierlichen Umzug köpfe und zum Schluß bearud. Es handelt sich hier um den Überrest eines uralten Frühlingstrauches, bei dem der „Winter“ den Tod erleiden, d. h. dem Lena weichen mußte.

Ein Maskenspiel Goethes.

Goethe hat durch die großartigen Maskenmäße, die er für die Faschnachtsfeste des Weimarer Hofes arrangierte und in bedeutenden Versichtungen erläuterte, viel zur Belebung und Vertiefung der Maskenfreude beizutragen. Als Theaterleiter hat er mehrfach Versuche gemacht, die antike Mäße der modernen Bühne zu gewinnen und neben dem „Mummenkutsch“ im zweiten Teil des Faust ist das bedeutendste dieser Maskenspiele „Palaeophon und Neoterne“. Ein wenig bekanntes, aber gerade heute wieder bedeutungsvolles Werk, das in einer neuen schönen Ausgabe bei Richard Weisbach in Heidelberg erschienen ist. In dieser Ausgabe ist auch zum erstenmal dem Text der illuminierte Kupfer beigegeben in dem Goethes Freund, der „Kunst-Meyer“ die Masken darstellte, und der zuerst in der „Zeitung für die elegante Welt“ veröffentlicht wurde. Goethes Dichtung, die er zur Geburtsfeier der Herzogin Amalia 1800 improvisierte, stellt an der Wende des Jahrhunderts die alte und neue Zeit gegenüber und enthält die Mahnung zur aufbauenden, durch keine Verzweiflung zu hemmenden Arbeit, die gerade jetzt als ein deutliches Lebensmotto stets von neuem wiederholt werden sollte. Der Plan dieses Festspiels wurde in wenigen Tagen ausgeführt. Am die bei so knapper Frist schwierige Aufgabe möglichst rasch zu lösen und sowohl sich als die Spielenden in befeuerte Stimmung zu versetzen, erarbeitete Goethe folgendes heroische Mittel, so wird in einem zeitgenössischen Bericht erzählt. „Er lud sich bei den Hofdamen zum Frühstück und zwar auf Bunich ein, verammelte die Beronen, denen er Rollen zubachte um sich und distillierte nun dem Fräulein von Gönshausen die verschiedenen Rollen in die Feder, während er selbst im Zimmer gravitatisch auf- und abschritt. Sobald eine Rolle bis auf einen gewissen Punkt distilliert war, mußte sie sofort memoriert, und sobald die entsprechende zweite Rolle auf das Papier gebracht war, gleich mit dieser zusammen probiert werden, wobei Goethe aufs lebhafteste antrieb, vorspielte und einwirkte. So geschah es denn, daß in zwei Vormittagen das Stück fertig wurde und nach einer Hauptprobe am dritten aufs trefflichste und zur höchsten Freude der Herzogin gespielt werden konnte.“ Nachdem das Stück vor der Hofgesellschaft mit viel Beifall gegeben worden war, fand seine erste und zu Goethes Lebzeiten einzige öffentliche Vorstellung am ersten Januar 1803 statt. Der Schluß des Stückes war dafür abgeändert. Der Kupferstich der die Darstellung der Masken enthält und für das Verständnis des heiligen Wertes notwendig ist, wurde von Goethe seiner Mutter zu ihrem 70. Geburtstag geschenkt, und sie dankte dafür am 7. März 1801 ihrem Hätschelhans mit den Worten: „Vor die große Freude, die du mir an meinem Geburtstag mit den zwei Feilen von deine, eigenen Hand und mit der vortrefflichen Zeichnung der alten und neuen Zeit gemacht hast, danke ich dir von Herzensgrund. Jetzt ist mir im Lesen deines kleinen Dramas alles recht anschaulich. Die Masken! Das ist ein herrlicher Gedanke. Ich lasse einen schönen Rahmen dazu verfertigen. — ein Glas darüber — und hänge es in mein Schlafkammer zum beständigen Anschauen auf.“

Jovialität.

Der junge Mann kauft im Obstgeschäft Apfelsinen. Draußen ist ein glühend heißer Tag. Plötzlich tritt zufällig der Chef des jungen Mannes das Geschäft. Der junge Mann verbeugt sich elegant, Der Chef sagt leutlich: „Ah! Dabje Herr.“

„Grause“, fällt der junge Mann ihm ins Wort.

„Grause, nu naddierlich, der Herr Grause.“

Dann verlangt der Chef ein Duzend Apfelsinen. Als er bedient worden ist, hat der junge Mann auch gerade das Verlangte erhalten. Er und der Chef gehen auf die Straße. Der Chef legt dabei seinen Hut, den er im Laden abgelegt hatte, wieder auf, während der junge Mann den Hut in der Hand behält. Die beiden haben ein Stück gemeinamen Weges.

„Nu“, fragt der leutliche Chef, „hammie sich noch ordentlich was zu fuddrn gehold?“

Der junge Mann bejaht.

Der Chef sieht jetzt, daß sein Angestellter immer noch den Hut in der Hand hält und lächelt freundlich: „Wur bidde, jedane Jhrn Hud nur auf. Sie se kar seine Ursache, dalle Jhrn Hud in dr Hand halda.“ Dann plaudert er, er sei ein leidenschaftlicher Liebhaber von Obst. Etwas Besseres als Obst gäbe es ja auch gar nicht in diesen heißen Tagen. Der junge Mann pflichtet dieser Meinung bei, scheint aber die Aufforderung, seinen Hut aufzusetzen, überhört zu haben.

„Wur bidde, mei siwor Herr Grause“, sagt daraufhin der Chef und schlägt seinem Angestellten die Hand auf die Schulter, „dasse durchaus unneedich, dalle noch uff dr Schdrake noch wein mir Jhrn Hud in dr Hand behaldn. So enne Reichbegadsberion bin ich doch nu wahrhaftig Gottes nich. Nr sinu doch hier Mensch ze Mensch medde mir schbredr.“

„Meinen Hut...“ verwundert sich da der junge Mann,

„Ja, in diesen heißen Tagen trage ich ihn gern in der Hand.“

Der Chef ist erstaunt und murmelt: „Ah so“, und fügt dann leise an: „Na, a meene immr, schlimm wärsje nu och nicht gerade, wetder seweln...“ Fraehm häddnse sich nisch drbei.

Der junge Mann weiß nicht recht, warum sein Chef von nun an sehr einküßlich wird.

Lodbrinnendes Festlandwasser. Wenn Fluß- oder See-
wasser bei uns für Menschen und Tiere ungenießbar wird,
wenn die Fische darin sterben, so findet man bald, daß eine
chemische Verunreinigung durch Abwässer von Fabriken daran
Schuld ist. Andererseits hat uns die Wissenschaft längst ge-
lehrt, wie rasch und portrefflich die Natur durch das Sonnen-
licht, durch die groben und kleinen Wasserlebewesen usw. für
Selbstreinigung der Gewässer sorgt. Unter besonderen Um-
ständen scheint aber dieser Selbstschutz zu versagen, so z. B. bei
einem der größten Flüsse Nordasiens, beim Ob. Dieser ge-
waltige, 3700 Kilometer lange Strom hat sich einen der
längsten Meerbüden geschaffen, der sich etwa 750 Kilometer
ins Festland erstreckt. Von hier aus beginnt jedes Jahr im
Dezember oder Januar der soa. Sämor, d. h. das Ersterben
oder Entbrennen des Flußes. Der Spielball hat sich hier im
unteren Lauf — nach Eintritt des Frostes im oberen — mehr
und mehr gesenkt, und das sonst so klare Wasser wird trüb.
Es scheidet nämlich einen reuelchten „Kost“ aus, der auch so
genannt wird. Es handelt sich um eine Umlagerung der
Stoffe unter Neubildung von chemischen Verbindungen: die
bis dahin im Wasser gelösten eisenhaltigen Salze werden
durch die den Sauerstoffzutritt verwehrende Eisdecke un-
löslich und ausgefällt. Der Kost überzieht die ganze Unter-
seite der Eisdecke und alles, auch jedes Tier im Wasser. Und
dieser Überzug tötet. Bei den Fischen hat sich im Lauf der
Jahrtausende bereits der Instinkt herausgebildet, das ver-
giftete Flußwasser rechtzeitig mit dem gesunden Meerwasser
im unteren Büden zu vertauschen. Um diese Zeit wird das
Wasser auch für die anwohnenden Samojeden ungenießbar:
sie müssen sich den Winter über mit Schneeschmelzwasser be-
helfen. Dafür beginnt für sie nun die Zeit der Fisch-Ernte,
denn nicht allen Fischen gelingt es, rechtzeitig zu entkommen.
Viele halten sich noch an den wenigen eis- und rostfreien
Stellen auf und werden hier sowie an den über die ganze
Strombreite gezogenen Fischwehren mit zahlreichen Reusen
gefangen: Vache, Störe und Coregonen. Im Frühjahr, nach
Eintritt der Schnee- und Eismelze, wenn wieder reichlich
Sauerstoff ins Wasser dringt, schwindet auch der Kost. So-
bald die Fische das fühlen, kommen sie in gewaltigen Scharen
vom Büden her den Fluß zu den Laichplätzen im Altaiabirge
heraufgezogen. Sie schwimmen so unerschrocken und dicht ge-
drängt, daß man nicht mehr rudern kann; der Kahn preßt
die Fische auf die flachen Ufer, wo sie mit Stöden erschlagen
werden. Das ist die zweite Ernte. Die dritte bietet sich,
wenn die Fische vom Laichen zurückkehren, dann jedoch nur in
Stromesmitte.

Lebten die Apostel in Rom? Aus Anlaß der jüngst er-
folgten Ausgrabung in der Nachbarschaft von Rom sprach
Professor Stuart Jones in Oxford vor der Gesellschaft zur
Förderung der römischen Studien über die Frage des Lebens
der Apostel in Rom. Er lenkte die Aufmerksamkeit auf die
Erforschung einer Gegend, die durch die Tradition in Verbin-
dung mit den beiden Aposteln Peter und Paul gebracht wird,
auf der Via Appia, wo jetzt die Kirche von St. Sebastian
steht. Diese Kirche steht auf der Stelle, wo früher eine andere
Kirche stand und es ist augenscheinlich, daß vom dritten Jahr-
hundert an Feierlichkeiten dort stattgefunden haben, die
irgend welchen Zusammenhang mit diesen Aposteln und dieser
Gegend haben. Professor Jones beschrieb die Ausgrabungen,
die im vergangenen Jahr unter der jetzt bestehenden Basilika
gemacht wurden. In Bezug auf drei guterhaltene Gräber, die
gefunden worden waren, hat man erkannt, daß in einem Fall
christliche Spuren festzustellen sind und ein anderes ist zweifel-
los ein christliches Grab. Es war klar, daß im Anfang des
dritten Jahrhunderts Christen in dieser Gegend beeraben
wurden. Eine sehr bemerkenswerte Reihe von Kammern ist
ans Licht gefördert worden. Ein überdachter Raum mit Eichen-
rundherum wurde zweifellos für Trauerfeierlichkeiten benutzt.
Inschriften wurden entdeckt, in welchen die Apostel Peter und
Paul angerufen wurden. Es ist klar, daß in der Nähe ein
Erinnerungssymbol an Peter und Paul war, wo die Beiräb-
nisfeierlichkeiten immer abgehalten wurden. Ob diese Stelle
geheilig war, weiß sie in irgend welchem Zusammenhang mit
den Aposteln selbst standen, ist eine Frage, die weitere Aus-
grabungen erst lösen könnten. Er glaubt, daß in der Mitte
ungefähr des dritten Jahrhunderts die Leichen zur Sicherheit
hierher übergeführt wurden, und daß dann ein Gebäude er-
richtet wurde zur dauernden religiösen Feiern in der Nähe der
Leichen, und daß dies dann später an ihren ursprünglichen
Begräbnisplatz zurückgebracht worden wären, im 4. Jahrhun-
dert, während des Friedens der Kirche, als an dem Ort
Kirchen erbaut wurden. Wenn hier ein frommer Betruer vor-
liegen würde, hätte man die beiden Leichen zusammen ge-
funden und zweifellos in einem christlichen Friedhof. Diese
Ansicht spricht zugunsten der Annahme, daß ihre Grabstätten
tatsächlich durch glaubwürdige Überlieferung bekannt sind.
So weit die archäologische Meinung geht, meint er, daß sie
besser mit der Annahme des Aufenthalts der beiden Apostel
in Rom übereinstimmt als mit irgend einer anderen Theorie.

Aber den Heimatinstinkt der Tiere, der früher nur als In-
stinkt angesehen wurde sind durch wissenschaftliche Unter-
suchungen Feststellungen gemacht worden, daß es sich tatsächlich
um eine Art von sechtem Sinn handelt, der sogar bei ver-
schiedenen Tieren ein besonderes Nervenzentrum im Gehirn

als Sitz aufzuweisen hat. Daß dieser Heimatinstinkt kein beson-
deres, äußerlich sichtbares Organ hat, ist nebensächlich. Die
niederen Tierklassen haben oft auch keine nachweisbaren Ge-
sichts-, Gehörs- und Geruchsorgane ohne doch dieser Sinne
selbst zu entbehren. Der Heimatinstinkt ist bei den niedersten
Tiergattungen vorhanden. Die gewöhnliche Garten Schnecke
z. B. ist ein Tier, das immer, so weit es sich auch auf der
Futterstrecke entfernt, zu dem Stein zurückkehrt, unter dessen
feuchtfühlem Schutze es sich mit Vorliebe ansetzt. Bei den
Schnecken hat der Heimatinstinkt seinen bestimmten nachweis-
baren Sitz. Zwischen und unter den sogenannten Hörnern
liegen mehrere deutlich erkennbare Anhebungen von Nervenzel-
len. Entfernt man ein ganz bestimmtes Nervenzentrum,
so verliert die Schnecke ihren Orientierungssinn vollständig
und findet nicht mehr den Weg nach Hause zurück. Dieselbe
Beobachtung hat man an Mäusen machen können. Insekten
haben einen sehr ausgeprägten Heimatinstinkt — man denke nur
an Ameisen und Bienen. Bei den Vögeln und Säugtieren
ist er allbekannt als Instinkt. Vielfach wird es dem Ge-
ruchssinn zugeschrieben, wenn Hunde, Katzen, Pferde aus
ihrem Heimatort verschleppt, auf meilenweite Entfernung sich
zurückfinden. In Wahrheit ist es der Driftsinn, der „sechtem
Sinn“, der ihnen den Weg so sicher weist. Was hat z. B. der
Geruchssinn damit zu tun, wenn ein eine weite Strecke mit der
Bahn transportierter Hund sofort wieder den Weg zu seinem
alten Herrn findet? Gänse und Enten besitzen den Heimat-
instinkt in besonders hohem Grade. Eine in verdecktem Korbe zu
Markt gebrachte Gans, die entwicelt, kam zu ihrem Eigen-
tümer zurück, der über vier Meilen entfernt wohnte. Die
Fischer kennen die aleische Fähigkeit an vielen Fischarten.
Man hat gekennzeichnete Fische meilenweit verschleppt; schon
am nächsten Tage waren sie wieder an ihrem alten Platz.
Am ausgeprägtesten offenbar sich der Ortsinn bei den
Tauben. Erst bei den menschenähnlichen Affen hat sich dieser
Sinn zugunsten anderer, ihn erlebender Fähigkeiten zurück-
gebildet, und beim Menschen ist das Organ für den Heimat-
instinkt nicht mehr nachzuweisen; hier wird es durch Gesichtssinn
und Verstand ersetzt.

Frauen-Zeitung

Eine Umfrage über den idealen Gatten. Wie muß der
ideale Ehemann beschaffen sein, den sich die Frauen wün-
schen und den sie doch so selten finden? Ein englischer
Geistlicher, der Rev. Grant L. Jordan hat versucht, den
Eigenschaften dieses Fabelwesens auf die Spur zu kommen,
und unter den Damen seiner Gemeinde eine Umfrage ver-
anstaltete, auf die er 50 Antworten erhielt. Aber wenn er
hoffte, nun zu wissen, wie der ideale Gatte beschaffen sein
muß, so hatte er sich sehr getäuscht. Denn die 50 Antworten
enthielten 50 verschiedene Angaben über die Eigenschaften
des Mustergatten. Eine Frau z. B. schrieb: „Mein idealer
Gatte müßte nach Hause kommen und ruhen: „Sorge dich
nicht um das Essen, mein Liebster; wir essen irgendwo aus-
wärts und dann gehen wir ins Kino!“ Eine andere Ehe-
frau äußert sich folgendermaßen: „Der ideale Gatte kommt
nach harter Tagesarbeit nach Hause, legt allen Sorgen und
Ärgernissen Lebewohl, wenn er die Haustür schließt, ruft
fröhlich: „Guten Tag, meine Lieben!“ und mit der
Frau, wieviel mit den Kindern, gewährt allen Rat und Hilfe
und dankt schließlich Gott für einen gut verbrachten Tag.“
— „Der ideale Gatte“, lautet eine andere Schilderung,
„müßte frühmorgens aufstehen, Feuer machen, die Zimmer
auslegen, den Kaffee kochen und dann seine Frau rufen.
Er müßte seiner Frau die Schuhe zuschnüren und dann für
sie Kuchen backen.“ — „Ein Mann, der an jedem Tag des
Jahres nach den Vorschriften der Religion lebt und nicht nur
ein Sonntagschritt ist, das wäre der ideale Gatte“ lautet
eine andere Definition. Eine Frau, die bereits vier Männer
gehabt hat, möchte gern einen Mann haben, „der für eine
Frau lebt“. In ihm würde sie einen idealen Gatten er-
blicken.

Scherz und Spott

Der Reisegefährte. Eine Frau sitzt mit einem kleinen
Mädchen ganz allein in einem Eisenbahnabteil und ist froh,
daß sie so ungestört bleibt, als plötzlich ein Mann sich in
das Abteil setzt, der sehr gefährlich aussieht. Da es ihr
unangenehm ist, mit dem unheimlichen Gesellen die Reise
zu machen, so findet sie auf ein Mittel, um ihn herauszu-
kommen und sagt freundlich zu ihm: „Ich wollte Sie nur
darauf aufmerksam machen, daß mein Töchterchen eben
Schwarlag gehabt hat. Vielleicht fürchten Sie die An-
steckung?“ — „Aber der andere schüttelt gewichtig und düster
den Kopf: „Beunruhigen Sie sich nicht; ich beabsichtige im
nächsten Tunnel Selbstmord zu begehen.“

Falsch verstanden. Bagabund: „Bitte, geben Sie mir
etwas, ich bin so durstig!“ Hausfrau: „Ich werde Ihnen ein
Glas Wasser bringen.“ „Ich laute durstig, Madam, nicht
Schmutz.“

Der Zeitmesser. Harry: „Wie lange bist du verheiratet?“
— Harold: „Ich muß mal nachdenken. Ach ja, diesen Anzug
habe ich vor vier Jahren gekauft.“